

Wolfgang Herrndorf
In Plüschgewittern

Roman

Mit einem ZEIT-Nachwort
von Gustav Seibt

Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG

Ich stehe auf der Autobahnraststätte Würzburg-Haidt, in der Nähe der Ausfahrt, an einen blauen Mietlaster gelehnt. Es ist früher Nachmittag. Neben mir steht Erika, ihre Schultern pendeln vor und zurück, sie schluchzt. Sie macht ganz seltsame Geräusche, wie ein Hund in Atemnot. Ich habe so etwas noch nie gehört.

Dabei haben wir uns schon vor langer Zeit getrennt. Ich hatte ihr gesagt, dass ich sie nicht mehr liebe, und sie hatte gesagt, ich weiß. Geändert hatte sich nicht viel dadurch, und es ist eigentlich ein glücklicher Umstand gewesen, dass sie zufällig eine Arbeit in Frankfurt gefunden hat, sodass wir auch einen richtigen Grund haben, uns zu trennen.

Gestern Nacht lagen wir in Erikas Bett. Im Halbdunkel habe ich auf die Wand geschaut und aus den Augenwinkeln auf den blinkenden orangen Punkt neben mir. Ich war kurz vorm Einschlafen, als Erika sich umdrehte und sagte, dass sie ja eigentlich froh wäre. Was denn?, habe ich gesagt und mich auch umgedreht, und Erika hat die Kippe im Blumentopf ausgedrückt. In der ganzen Wohnung standen nur noch der Blumentopf und das Bett. Auf dem Teppich waren die Abdrücke der Möbel zu sehen wie in einem Architektengrundriss. Überall lag Dreck.

Ich kann nicht mit jemandem zusammen sein, hat Erika gesagt, der sich für rein gar nichts interessiert. Dann ist ja alles in Ordnung, habe ich gesagt. Und darauf Erika: Genau das meine ich. Stundenlang. Ich war zu erschöpft, um das Gespräch abzubrechen. Den ganzen Tag über hatten wir Erikas Habseligkeiten in den Laster geladen. Erika hatte Freunde gebeten, ihr beim Umzug zu

helfen, aber es war keiner gekommen. Die meisten waren noch im Urlaub. So mussten wir alles zu zweit schleppen. Second-Hand-Kleider und Second-Hand-Möbel, unglaubliches Zeug, darunter mindestens fünfzig Gewürzregale. Ich weiß nicht, wo sie die alle herhatte. Erika gehört zu diesen Leuten, die auf jeden Flohmarkt gehen und an keinem Sperrmüllhaufen vorbeilaufen können. Nachher habe ich immer nur noch die eine Augenbraue hochgezogen bei jedem Gewürzregal, das auf dem Speicher auftauchte, und Erika war sauer, weil ich so die Augenbraue hochgezogen habe. Die letzten zehn habe ich dann heimlich über die Böschung in den Fluss geworfen.

Heute Morgen haben wir das Bett auseinandergeschraubt und in den Laster geladen und sind losgefahren. Die ganze Strecke mit 90 km/h, bis Würzburg-Haidt. Und da stehen wir jetzt. Seit dreieinhalb Stunden stehen wir auf dieser Autobahnraststätte, kurz bevor die Autobahn sich gabelt, und reden und reden, obwohl wir uns gar nichts zu sagen haben, unterbrochen nur von diesen Anfällen von Atemnot.

Erika muss weiter nach Frankfurt. Ich will von hier aus nach Hamburg trampeln, und das wird immer schwieriger. Es wird bald dunkel. Ich biete Erika eine Zigarette an, und sie reagiert nicht. Ich sehe die Bäume, die gegenüber auf der anderen Seite der A3 hin und her schwanken wie in Zeitlupe. Kiefern, glaube ich. Manchmal lässt der Wind nach, dann kommen die Kiefern fast zum Stillstand, aber nie ganz.

Von der Autobahn aus gesehen, ist Deutschland eigentlich ein ziemlich homogenes Land. Man kann irgendwo an einer Tankstelle aussteigen und sich die Umgebung zusammensetzen aus ein paar grünen Hügeln, gelbgeklinkerten Gebäuden und einer Schöller-Eiskremfahne. Es hat erschreckend viel Ähnlichkeit

mit diesen Faller-Modellbaulandschaften, die wir als Kinder immer zusammengesetzt haben, Häuser für 5,95 DM mit verschiedenen Pappgardinen und Bäumen aus Islandmoos. Aber das ist ja auch kein Wunder, diese Modelle waren schließlich sehr gut.

Desmond hat mal die Theorie aufgestellt, dass die Welt nicht funktioniert, weil man von allem immer erst den Entwurf kennenlernt. Erst zeigt man uns Aufklärungsbüchlein, zehn Jahre danach kommt die Praxis. Erst baut man sich eine Faller-Welt zusammen, und nachher merkt man, dass man schon immer in ihr gelebt hat. Deshalb ist man dann dauernd enttäuscht, und Humorlosigkeit, Völkermord und Designerstühle sind die Folgen. Das stimmt natürlich nicht. Aber das ist so eine typische Desmond-Theorie, die stimmen alle nicht.

»Hörst du mir eigentlich zu?«, fragt Erika, und ich sage, dass ich gerade in Gedanken war, und mache ein trauriges Gesicht, damit sie meint, es hätte was mit ihr zu tun. Erika hat sich mit beiden Armen auf die Kühlerhaube gestützt, als würde sie das Auto einen Berg hinaufschieben wollen.

»Ich hab gesagt, vielleicht sehen wir uns nie wieder.«

»Natürlich sehen wir uns wieder«, sage ich.

Sie schlägt vor, noch ein Stück spazieren zu gehen, aber ich habe keine Lust, spazieren zu gehen. Die Aussicht, nachher irgendwo auf der A7 zu versacken, begeistert mich nicht gerade. Letztes Mal bin ich bis kurz vor Hannover gekommen und hab dann unter einer Brücke übernachtet. Während ich hier mit Erika stehe, sind mindestens schon vier Tramper weggekommen, und einmal hat sogar ein Hamburger Nummernschild gehalten, vor etwa einer halben Stunde. Erika hat meinen Blick verfolgt und gesagt: »Du kannst es gar nicht erwarten, oder?«

Sie klettert über die Leitplanke. Was soll ich machen. Ich klettere auch über die Leitplanke und laufe einen Trampelpfad entlang, Erika hinterher. Es sieht aus wie in der Nähe jeder Autobahnraststätte: Bierdosen, eine schlecht asphaltierte Landstraße, brachliegende Äcker. Der Wind weht Erika die Haare beim Sprechen in den Mund, sie ist noch immer beim Beziehungselend. Sie bringt es mit meinem Charakter in Zusammenhang, probiert ein paar Beleidigungen, aber sie tappt ziemlich im Dunkeln. Während sie ihren Blick in den Himmel richtet und redet, zähle ich die Bierdosen, die im Unterholz liegen. Becks gegen Heineken. Lange Zeit liegt Becks vorne, dann holt Heineken auf. Als ich bei 17:17 bin, muss ich plötzlich daran denken, wie ich mich von meiner ersten Freundin getrennt habe.

Das war auch so ein Großereignis gewesen. Diese Trennungen sind ja alle gleich. Der einzige Unterschied war, dass es mich damals mitgenommen hat. Es war kurz nach dem Abitur. An sich war die Sache längst vorbei, aber es war, wie gesagt, meine erste Liebe, und damals wusste ich noch nicht, dass so etwas ohne großen Knall enden kann. Beziehungsweise woran genau man das merkt, wenn es so weit ist. Wir waren ein Jahr zusammen und haben uns wirklich schlimm gelangweilt. Schließlich habe ich es ihr gesagt. Dann haben wir geweint, und einen ganzen langen Tag haben wir miteinander geredet, diesen ganzen Weißt-du-noch-und-Wie-wir-uns-kennengelernt-haben-Scheiß, unglaublich philosophische Dinge. Und das Komische daran ist, und darum erzähle ich das, dass nichts davon in meinem Kopf hängengeblieben ist. Nicht ein einziges Wort. Nada.

Nur an ein winziges Detail erinnere ich mich noch. Es war ein warmer Sommerabend, ich brachte meine Freundin ein letztes Mal nach Hause, und plötzlich traten aus allen Häusern Leute auf die Terrassen und Balkone hinaus, wie auf ein geheimes Kommando.

Alle gleichzeitig, alle schweigend und bedrückt, als wollten sie sich über uns lustig machen. Ich dachte zuerst, ich bilde mir das nur ein, weil schon der ganze Tag so verquer gelaufen war. Aber es war keine Einbildung. Und erst als ich zu Hause meinen Vater zusammengekrümmt vor dem Fernseher liegen fand, fiel es mir wieder ein: Es war der letzte Tag der Fußball-Weltmeisterschaft gewesen, und Deutschland hatte gegen Argentinien mit 2:3 verloren, durch Tore von Brown, Valdano und Burruchaga.

Daran erinnere ich mich noch. Aber an die wirklich wichtigen Dinge kann ich mich nie erinnern. Im Rückblick kommen mir die Höhepunkte meines Lebens vor wie eine Reihe von Zufallsbildern. Fußballübertragungen, Tapetenmuster, Werbemelodien. Und eine kleine Entzündung auf der Oberlippe des Gegenübers erweist sich als haltbarer und beständiger als alle Liebesschwüre oder Daseinskatastrophen.

Aber ich bin natürlich ein Schwein, an so etwas zu denken, während Erika neben mir tief und entsetzlich leidet. Gerade hat sie wieder diese Geräusche gemacht wie ein Hund in Atemnot, und nun hält sie sich an einer Kiefer fest. Obwohl, seit wann haben Kiefern eine grüne Borke? Ich weiß es nicht.

Die Sonne schwebt flach überm Horizont, die Wolken haben Ränder. In der Ferne steht ein Mann vor einer Telefonzelle, und auf einmal habe ich diesen Kinderwunsch, ich könnte er sein und er ich.

Erika umarmt mich. Meine Arme werden gehoben und gesenkt im Takt von Erikas Lunge, und ich muss daran denken, wie die Luft da hineingeht in ihre Lunge, von innen die schleimigen Organe berührt und chemisch verändert wieder herauskommt. Bei der Vorstellung dieses nackten biologischen Vorgangs wird mir auf einmal schlecht, und ich fühle mich schuldig, weil mir

schlecht wird. Ich überlege, wie das früher war, als wir uns kennengelernt haben, aber die Bilder reißen immer sofort wieder ab. Ich kann mich nicht mehr konzentrieren.

Im Stern gab es mal dieses Foto, Anfang der 90er, glaube ich, eine Reportage über die Generation X. Generation X, das war so ein Begriff, der damals aufkam, und das sollten Jugendliche sein, die sich der Gesellschaft verweigern, ohne gegen sie zu protestieren. Oder so ähnlich jedenfalls. Ich hab es nicht genau verstanden.

Natürlich gab es das auch gar nicht, und da hat dann der Fotograf vom Stern eben so Leute wie Erika in eine unordentliche Umgebung gesetzt, und im Text hieß es dann, Erika, 22, sei wahnsinnig selbstbewusst und intelligent, würde aber nur als Kellnerin jobben, und das auch nur, wenn sie gerade Geld brauchte, und mit Freunden würde sie durch die Straßen ziehen, billige Drogen konsumieren und die Spießer verhöhnen und nachts im Bett Turgenjew lesen.

Es war ein klasse Foto, wie sie da auf der Bettkante hockte und überhaupt nicht lächelte mit ihren riesigen Schneidezähnen, und Erika hat sich furchtbar darüber aufgeregt. Bei Turgenjew, der aufgeschlagen auf ihrem Nachttisch lag, war sie über die ersten dreißig Seiten nie hinausgekommen, und das hatte sie dem Mann vom Stern auch gesagt. Aber der wollte von Terry Pratchett wiederum nichts wissen. Und dass der Rest auch nicht stimmte und dass es die Generation X gar nicht gab – all das hat Erika aufgeregt. Allerdings zu Unrecht. Denn es dauerte nicht lang, und dann gab es das *wirklich*, und die Leute liefen so herum, und das war auch kein Wunder. Selbst mich überkam beim Anblick des Mädchens, das auf der Bettkante hockte, billige Drogen konsumierte, die Spießer verhöhnte und nachts im Bett Turgenjew las, ein unbestimmtes Sehnsuchtsgefühl. So ein Foto war das.

DIE ZEIT

Nachwort zu
Wolfgang Herrndorfs *In Plüschgewittern*

Von Gustav Seibt

Was für ein Zeitbild! Wenn man heute, fast zwanzig Jahre nach dem ersten Erscheinen, den Roman *In Plüschgewittern* von Neuem liest, dann erkennt man frappiert, wie rasch das, was damals präzise Gegenwartsbeobachtung war, inzwischen historisch geworden ist, ebenso präzise Archäologie der jüngsten Vergangenheit. Da wird noch viel im Festnetz telefoniert, Handys, die noch nicht wissen, dass sie als Tastentelefone schon bald in die Steinzeit abwandern werden, haben nur eine begleitende Funktion, denn: Es gibt auch noch Telefonzellen mit dicken Telefonbüchern, und, ja, drinnen haben sie den besonderen Geruch, der sofort wieder da ist, wenn er erwähnt wird, wenn auch nur für die Erlebnisgeneration, die heute schon mindestens fünfzig Jahre alt ist.

Wolfgang Herrndorf hat auf der Spur seines mit der Welt fremdelnden Ich-Erzählers so vieles benannt und beschrieben, als hätte er schon gewusst, dass es unmittelbar vor dem Verschwinden stand: »Den Rest der Runde kenne ich mehr oder weniger. Vom Sehen oder von Polaroidfotos, die irgendein Pakistani nachts in irgendwelchen Kneipen geschossen hat und die jetzt über Desmonds Kühlschränke hängen.« Das gilt auf allen Erzählebenen, von der Alltagstechnik bis zum Berlin-Hype. Überhaupt Berlin. Wenn man einen Ort sucht, an dem die Berlin-Gefühle der Nachwende-Zeit, die Mikro-Erfahrungen und die dahinterliegenden Umwälzungen ihr Gefäß gefunden haben, hier ist er. Besichtigungen unsanierter Wohnungen, Debatten über die Frage, in welches Viertel man »noch« oder »schon wieder« ziehen könne – ja, damals war es unfassbarerweise noch möglich, sich das auszusuchen –, die langsam losgehende, sich bis in den nächsten Vormittag hinziehende Party mit hundert Leuten, die weder dem Gastgeber noch untereinander alle bekannt waren, das Open House der zahllosen Neuankömmlinge (»Er ist völlig aus dem Häuschen und meint, das würde auch Zeit, dass ich nach Berlin